

Hofmannsthals »Andreas« Nachträge, Nachfragen und Nachwirkungen

Herausgegeben von Mathias Mayer

Teil I: Texte aus dem Umkreis des Andreas-Romans*

Vorbemerkung

Die Textüberlieferung von Hofmannsthals einzigm Romanversuch ist nach wie vor heikel, eine allseits befriedigende Lösung scheint vorerst nicht in Sicht. Dabei betrifft die Strittigkeit der Lesarten sowohl die aus dem Nachlaß edierte Handschrift in ihrer Binnenvarianz¹ als auch die Abgrenzung der Handschrift nach außen.² Während ersteres nur in einer Mikroanalyse der Handschrift und ihrer komplizierten Schichtungen möglich sein dürfte, sollen für letzteres im folgenden Beispiele – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit – gegeben werden, um die Diskussion über eine verbesserte Textdarstellung auf weitere Desiderata hinzuweisen. Es werden daher zwei Arten von Textergänzungen vorgestellt: Bei der ersten Art handelt es sich um handschriftlich überlieferte Notizen, die u.a. aufgrund namentlicher (»Mariquita«) Nähe in den Umkreis des Romans gestellt werden könnten, ohne daß eine definitive Zuweisung möglich wäre. Vielmehr soll damit und der anderen hier gebotenen Art von Textergänzungen – zwei Zeitungsartikel, die Hofmannsthals selbst in das »Andreas«-Konvolut gelegt hat – das Bewußtsein für die Durchlässigkeit der Grenzen dieses Textes gestärkt werden, der sich als fluktuierende, nicht als völlig absehbare Größe im Werk Hofmannsthals bewegt.

* Der 2. Teil »Hofmannsthals ›Andreas‹ im Spiegel früher Kritik (1930–1954)« erscheint im Hjb 7/1999. [Anm. der Redaktion].

¹ Die wohl profundierte Kritik wurde vorgetragen von Achim Aurnhammer, Die Trennten und die Vereinigten (Hofmannsthal), in: Ders., Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur. Köln, Wien 1986, S. 246–258. Eine knappe Auseinandersetzung damit im »Nachwort« zu: Hugo von Hofmannsthal, Andreas, hrsg. von Mathias Mayer, Stuttgart 1992, S. 127–148, bes. S. 130; vgl. auch den in Anm. 2 genannten Aufsatz, dort besonders Anm. 40 auf S. 491f. Zuletzt dazu: Achim Aurnhammer, Hofmannsthals »Andreas«. Das Fragment als Erzählform zwischen Tradition und Moderne. Hjb 3, 1995, S. 275–296.

² Vgl. Vf., Die Grenzen des Textes. Zur Fragmentarik und Rezeption von Hofmannsthals »Andreas«-Roman, in: Etudes Germaniques 1994, S. 469–492.

Das im folgenden wiedergegebene Fragment *n 1* trägt die Signatur H VB 14.17, *n 2* trägt die Signatur E IVB 36.59 (FDH), beide Fragmente sind bislang unveröffentlicht. *n 2* gehört nach freundlicher Auskunft von Frau Ellen Ritter, Bad Nauheim, eindeutig in den Roman, mit Bezug auf SW XXX Roman, S. 26, Z. 17.

Die Texte *n 3* und *n 4* sind keine handschriftlichen oder »authentischen« Zeugnisse Hofmannsthals, sondern Textträger auf der Grenze zwischen Originaltext und Makro-Zitat. Es handelt sich dabei um Zeitungsartikel, die Hofmannsthal selbst aus der Presse entnommen und offenbar dem Notizenkonvolut des Romans beigefügt hat, denn sie wurden von den Nachlaßverwaltern sigliert und damit als Bestandteile der Überlieferung anerkannt, bislang aber nicht bekannt gemacht. Die Artikel tragen die Signaturen E IV A 2.48 und E IV A 2.49 (beide FDH). Ihre zumindest partielle Einbindung in den Roman ist aus den anderweitigen Notizen Mitte der 20er Jahre – etwa der persischen Reise des Maltesers³ – deutlich. Ihre Mitteilung erfolgt ausdrücklich im Bewußtsein ihrer Randständigkeit, doch sei auf den reinen Zitatcharakter anderer, »authentischerer« Notizen eigens hingewiesen. Es handelt sich somit um Zeugnisse aus der Werkstatt, die den work-in-progress-Charakter des »Andreas« noch verdeutlichen können. Die Publikation erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt am Main.

Texte

n 1

Die Tänzerinnen

Urquizo und die Mariquita.

Die Mariquita war eben so klug als schön. Ich erinnere mich des Gesprächs mit ihr an dem Begräbnistage von R. der sich ihretwegen erschossen hatte. Das folgende Gespräch hat mir Urquizo wiedererzählt.

Lovelace. Liebe: d.h. dieses Geschöpf ist vom Schicksal auserlesen mich so zu spannen, dass ich fast breche. Hier wird die *eine* ungeheure Forderung an mich gestellt.

³ Vgl. SW XXX Roman, S. 164, S. 171ff., S. 446ff.

n 2

Der niemals abgeschickte Brief

Diesen Brief, mein Fräulein, schreibt Ihnen eine Person die zu den entfernten Verwandten Ihres Herrn Bräutigams zählt. Sie werden dieser Person begegnen – aber nie werden sie ahnen um wen es sich handelt. Sie werden nie ahnen was Liebe ist... Sie werden den Mann den sie gewonnen zu haben glauben nie fesseln – nie ausfüllen. Wenn sie zufrieden sein werden, so wird es ihre Gemeinheit sein die zufrieden ist – denn nur gemeinheit lässt sich herab, mit jeder Möglichkeit zu theilen.

n 3

Geschmack als Erkennungsmittel.
Seltsame Art zu essen in Persien.

Von Julian.

Geruch und Geschmacksinn sind beim Menschen andern Lebewesen gegenüber nur mäßig ausgebildet. Ob sie nun durch Vernachlässigung an Wahrnehmungsfähigkeit im Lauf der Jahrhunderte und -tausende nachgelassen haben, oder ob der Mensch von vornherein dazu berufen war, daß diese beiden Wahrnehmungsorgane bei ihm eine untergeordnete Rolle spielen, ist für die Tatsache selbst vollkommen gleichgültig. Bei menschlichen Lebewesen sind Geruch und Geschmack eigentlich nur dazu da, um der Sinnenlust zu dienen. Man riecht und schmeckt gern etwas Gutes und wendet sich ab, wenn Wahrnehmungsobjekte gegenteiliger Art in den Wahrnehmungsbereich dieser Organe gelangen.

Trotz allem gibt es aber manchmal Fälle, in denen der Geruch und der Geschmack die Denktätigkeit auch über die sonstige Grenze ihrer denkmotorischen Kraft hinaus anregen. So sind es namentlich intensive, dabei charakteristische Gerüche, die die Erinnerung an oft weit zurückliegende Begebenheiten erwecken. Der typische Geruch, den eine Fabrik, in der chemische Artikel erzeugt werden, in ihre Umgebung ausstrahlt, kann beispielsweise im Bruchteil eines einzigen Au-

genblicks das Bild einer längst entschwundenen Landschaft in einem aufsteigen lassen, wenn er einem nach Jahren an einem ganz anderen Orte wieder begegnet. Es kann es eigentlich jeder aus eigener Erfahrung bestätigen, daß manchmal ein ganz diskreter Geruch, den man nur als einen besonderen Zustand der Luft bezeichnen kann, Zustände der Erinnerung weckt, ohne daß der Gegenstand des Erinnerns selbst zum Bewußtsein kommt. Das mangelhafte Funktionieren des Gedächtnisses mag darauf zurückzuführen sein, daß ein Geruch ein viel zu wenig ausgeprägter Gedankeninhalt ist, als daß sich mit der sonstigen Leichtigkeit sofort andere Gedanken an ihnketten könnten. Anderseits spricht es aber für die Deutlichkeit, mit der sich manche Geruchseindrücke in das Gedächtnis einprägen.

Ein deutscher Orientforscher, G. Z. Klötz, der die Schmude-Expedition nach Persien mitmachte, stellt nun in seinem Buche »Die Straße der Zehntausend« (Gebrüder Gnoch-Verlag, Hamburg) ähnliche Behauptungen über den Geschmack auf. Er sagt: »In Ruftschul fühlten wir zum erstenmal den Geschmack des Orients auf der Zunge. Das ist keine Metapher. Man erkennt Gegenden, in denen man einmal gewesen ist, nicht nur mit dem Auge wieder, sondern ebenso gut mit der Nase und manchmal auch mit der Zunge. Daß die wenigsten Menschen hiefür mit genügend scharfen Sinnesorganen ausgerüstet sind, ändert nichts an der Tatsache. Der Geschmack des Orients stammt von seinem Staub. Staub und Orient, die beiden Begriffe sind nicht voneinander zu trennen. Aber orientalischer Staub ist etwas anderes, als man sich sonst darunter vorzustellen pflegt. Europäischer Staub ist körnig und sandig. Orientalischer ist wie Mehl oder Puder. Völlig zermahlen, läßt er keine Spur seiner stofflichen Zusammensetzung erkennen. Aber immer hat er einen scharfen, brandigen Geschmack. Wenn man die Augen schließt, sieht man rauchgeschwärzte Ruinen. Und noch eine Würze hat dieser Staub: den animalischen Geruch an der Sonne getrockneter tierischer Exkreme.

Wer zum erstenmal sozusagen mit der Nase in diesen riech- und schmeckbaren Orient gestoßen wird, pflegt davon nicht sonderlich erbaut zu sein. Aber einmal daran gewöhnt, kann man Sehnsucht danach bekommen, wenn man sich in anderer Atmosphäre befindet. Und wenn inmitten einer Stadt, die sich übrigens verzweifelte Mühe gibt, europäisch zu erscheinen, der Wind diesen Staub in die Nasen-

löcher treibt, so ist das eine Witterung, die geradezu erregt. Denn so seltsam es auch klingt: ohne diesen Rauch und Düngerstaub, ohne Wanzen in den Hotelbetten und ohne die scharfen Ausdünstungen seiner Menschen gibt es keinen Orient. Ein chemisch gereinigter Orient ist keiner. Es gibt keine verlogenere Sentimentalität als die, die im Schutz europäischer Überzivilisation sich in hysterisches Bedauern darüber hineinredet, daß überall auf der Erde das Ursprüngliche verlorengänge. Ich kenne eine Dame, deren größte Leidenschaft das Autofahren ist, die aber mit Verve die Ansicht zu vertreten weiß, in Jerusalem dürfe es keine Straßenbahn geben, weil das den Charakter der heiligen Stadt zerstören würde. Man kann sich kaum einen größeren Egoismus vorstellen als den, der verlangt, eine ganze Menschengruppe solle ein Museumsdasein führen, damit sie sich nicht gegen den Stil der Tradition anderen Menschen zuliebe versündigen.«

n 4

Das Stammschloss der Sassaniden.
Ruinen eines mächtigen alten Schlosses auf einem Berggipfel in Persien.
Eine Entdeckung des Professors Dr. Ernst Herzfeld.

Von Heyden Church.⁴

Der berühmte Archäologe erzählt, wie er die bisher unbekannten Überreste eines prächtigen vor siebzehnhundert Jahren vom persischen »König der Könige« erbauten Palastes stand. Professor Dr. Herzfeld war Leiter einer Anzahl von durch einen amerikanischen Geldmagnaten finanzierten Forschungsexpeditionen in Persien, auf denen er eine Reihe historisch wichtiger Funde machte.

London, Dezember

Auf der Spitze eines 1600 Fuß hohen Berges in Persien errichtete sich ein gewaltiger König, der vor siebzehnhundert Jahren regierte, eine der mächtigsten Burgen der Vergangenheit und Gegenwart. Dieses ausgedehnte, in viel kostbarerer Weise als irgendein Schloß in Europa errichtete Bauwerk bedeckt ein ganzes Hektar; *seine Mauern sind hun-*

⁴ Chronikbeilage der »Neuen Freien Presse«, 16. Dezember 1925, S. 10.

dert Fuß hoch, und der darin befindliche Tanzsaal ist so groß wie die größte der europäischen Kathedralen.

Der königliche Erbauer dieses riesigen Gebäudes war *Ardaschir*, »König der Könige«, Begründer der Dynastie der *Sassaniden*, die Persien zu einer nie gekannten Machthöhe und Blüte emporhob. Der von diesem großen Palast gekrönte Berg liegt nahe *Firusabad* in Südpersien. Die Lage der Burg auf der Spitze von lotrecht aufsteigenden Klippen muß sie zu jener Zeit nahezu uneinnehmbar gemacht haben.

Die Jahrhunderte rollten weiter. Die Sassanidenkönige schwanden dahin, einer nach dem andern, bis der letzte von ihnen, *Yezdigerd*, nach einer großen Schlacht bei *Rahavend* im Jahre 639 durch die Araber vom Throne verjagt wurde. Das herrliche, von Ardaschir errichtete Schloß zerfiel in Trümmer.

Es klingt sonderbar, aber *die Welt wußte nichts von diesen massiven Überresten, bis sie im verflossenen Januar entdeckt wurden*. Da kam Professor Dr. Ernst *Herzfeld*, eine der größten lebenden Autoritäten für Babylonien, gegen Ende einer langen Forschungsreise durch Persien in diese Gegend. Er erkletterte die Steilhänge des Berges und – fand die Ruinen der großen Burg des Königs Ardaschir.

Das Urbild der Ritterburgen

Dr. Herzfeld ist erst kürzlich nach Beendigung seiner Forschungen im Orient, die fast drei Jahre in Anspruch nahmen, in London eingetroffen. Die letzte seiner vielen Forschungsfahrten brachte eine Reihe *Entdeckungen von großer historischer Bedeutung*. Die überraschendste war jedenfalls die Auffindung der Ruinen des mächtigen alten Schlosses, das, obgleich schon 225 erbaut, wie Dr. Herzfeld erklärt, *das Urbild der frühesten, 1000 Jahre später in Europa errichteten Burgen ist*.

»Die Tatsache, daß das Vorhandensein von König Ardschirs Palast der Geschichtsforschung bisher unbekannt war«, bemerkte der Professor, »ist in Hinblick auf die Nähe Firusabads, eines sehr wohl bekannten Platzes, sehr merkwürdig. Die Umgegend ist allerdings sehr wenig bekannt. Nicht, daß sie früher unerforscht geblieben wäre. Wenigstens zwei wissenschaftliche Expeditionen – beide französisch – sind, die eine 1840, die andere 1880, hier vorbeigekommen. Scheinbar hat sich aber niemand die Mühe genommen, den Berg zu erklettern, auf dem die Ruinen stehen.«

So gut erhalten sind diese Ruinen, daß Professor Herzfeld fest davon überzeugt ist, daß sie rekonstruiert werden können. Die Steinmauern, von denen große Teile noch intakt sind, haben eine ihrer enormen Höhe entsprechende Dicke, die an manchen Stellen 20 bis 30 Fuß beträgt. Dr. Herzfeld bezeichnet den glänzenden Erhaltungszustand des Mörtels mit den Worten: »So hart wie Eisen.«

»Obgleich«, sagte er, »nichts an der Burg auf große Kunstfertigkeit der Architekten hinweist, treten die äußeren Umrisse klar hervor, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das Schloß in ungleich prächtigerer Weise errichtet wurde als irgendeines in Europa. Zweifellos ist es aber eines der älteren der mittelalterlichen Schlösser Europas, die nahezu identischen Stil aufweisen. Man darf annehmen, daß die Anfänge europäischer Baukunst der Einwanderung europäischer Nationen aus dem Osten, unter ihnen der Gothen aus Persien nach Südrussland, zuzuschreiben sind.«

Dr. Herzfelds Forschungsarbeiten

Der im Hinblick auf seine hervorragenden Leistungen überraschend jung ausschende Professor Dr. Ernst *Herzfeld* ist einer der berühmtesten Archäologen und Forscher Europas. Die bedeutendste seiner bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten waren vielleicht die auf der ganzen Welt aufsehenerregenden Ausgrabungen, die er gemeinsam mit Professor *Sarre* im Gelände von *Samarra*, der alten *Hauptstadt der Kalifen*, etwa dreißig Meilen von Bagdad, durchgeführt hat. Bei der während des Weltkrieges erfolgten Vertreibung der Türken aus Mesopotamien fanden die Engländer fünfzig mit von diesen Ausgrabungen herrührenden Fundobjekten vollgepackte Kisten vor, die nach England gebracht und im Britischen Museum aufgestellt wurden. Die britische Regierung lud Professor Herzfeld ein, auf ihre Kosten nach England zu kommen, um diese Funde auszupacken, und folgte auch seinem Rat, bezüglich der Verfügung über die Funde. So war Dr. Herzfeld vielleicht der erste Deutsche, der nach Beendigung des Krieges seinen Fuß auf englischen Boden setzte.

Unter seinen vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist sein Hauptwerk »*Patkuli-Inschriften in der Pahlavi-Sprache*«. Obgleich dessen Preis 100 Dollar beträgt, sind, wie mir englische Archäologen mitteilten, nur mehr wenige oder überhaupt keine Exemplare davon mehr erhältlich.

»Die Expedition, von der ich eben zurückgekehrt bin«, sagte Professor Herzfeld, »war die *fünfte*, die ich in *Persien* unternommen habe. Sie wurde zum Teil durch Dr. James *Loeb*, der früher dem Newyorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. angehörte, zum Teil durch Edmund *Stinnes*, den Sohn von Hugo *Stinnes*, finanziert. Ich brach im Februar 1923 auf und erreichte Persien über Bombay und Bagdad. Während des Sommers und Herbstan des ersten Jahres arbeitete ich in *Nord- und Südpersien*, während des Sommers 1924 *längs des persischen Golfes*. Hierauf kehrte ich für ein oder zwei Monate nach Europa zurück, fuhr dann im November vorigen Jahres nach Indien und reiste von dort über *Afghanistan* und *Belutschistan* nach Persien, um im verflossenen August in Teheran einzutreffen. Dann kehrte ich nach Europa zurück und traf über Moskau und Leningrad in den letzten Oktobertagen in Berlin ein.

Abgesehen von alt eingeborenen Arabern, die ich in der Nähe von Bagdad angeworben hatte, war ich allein. Sie alle waren in Ausgrabungsarbeiten, einer in diesen Gegenden *erblichen Profession*, geschulte Leute. Ihre Väter und Großväter hatten sie schon vor ihnen betrieben.«

»Befanden Sie sich jemals in besonderer Gefahr?« wurde Professor Herzfeld gefragt.

»Nein, man kann *heute* in jeden Teil *Persiens* in vollkommener Sicherheit reisen. Vor wenigen Jahren konnte man das nicht sagen. Während meiner *ersten* Expedition (1905) wurde ich *dreimal ausgeraubt*. Die Änderung der Verhältnisse ist ausschließlich ein *Ergebnis der wirksamen Verwaltung Riza Khans*, des Sirdars und Diktators von Persien. Er ist zweifellos ein Genie. Sie wissen selbstverständlich, daß er als einfacher Kosak begonnen hat. Er ist nicht nur ein geborener Führer, sondern auch ein hervorragend tüchtiger Kenner der politischen Bedürfnisse seines Landes.«

Die erste christlichen Spuren auf persischem Boden

Eine andere historisch wichtige Entdeckung hat Professor Herzfeld während seiner letzten Expedition auf der Insel *Kharg* im Persischen Golf gemacht. Dieses Eiland, das er als erster moderner Forscher studiert hat, ist von einer Negerkolonie bewohnt, die dem Gelehrten, wie er feststellt, »große Gastfreundschaft« erwiesen. Hier fand er ein

Netzwerk von in den Felsen gehauenen *Katakomben*, die *Christengräber aus dem dritten Jahrhundert* enthielten.

»Dies ist das *erstmal*«, sagte der Professor, »daß christliche Überreste in Persien gefunden wurden, und die Bedeutung dieser Entdeckung liegt darin, daß sie zeigt, wie das *Christentum* sich von *Babylonien* aus durch den Persischen Golf nach *Indien* ausbreitete.«

»In Ostpersien«, fuhr er fort, »fand ich eine Anzahl Ruinen, von denen bewiesen werden kann, daß es *Feuertempel* der Sassanidendynastie sind, die von 200 bis 600 unserer Zeitrechnung blühte. Wir hatten bisher nicht gewußt, wie solche Feuertempel aussahen. In ihnen wurden als ein Teil der Verehrung des Gottes *Ahuramazda* ewige Feuer brennend erhalten. Diese Funde sind deshalb von Interesse, weil sie Licht auf die Geschichte persischer Architektur wie auch persischer Werktätigkeit werfen.«

Wichtige Entdeckungen

Professor Herzfeld erhebt den Anspruch, durch andere von ihm in Persien gemachte Entdeckungen zur Aufklärung der Frühgeschichte Indiens vom zweiten bis fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung beigetragen zu haben. Er fand Dokumente, die vor ihm noch kein moderner Forscher zu Gesicht bekommen hat, von denen er sagt, daß sie den Beweis dafür enthalten, daß ganz *Nordwestindien* eine Zeit hindurch *eine Provinz des persischen Reiches* gewesen sei.

»Auch in Südpersien«, sagte er, »fand ich *zwei völlig unbekannte*, historisch *wichtige Inschriften*, eine in *babylonischer*, die andere in *aramäischer* oder *alphabetischer Schrift*. Die letztere befindet sich am Grabmal des *Darius*, in *Raksch-i-roustem*, und war bisher niemals aufgefunden worden, obgleich das Grabmal wohlbekannt ist. Diese Inschrift, die aus dem Jahre 486 vor Christo stammt, zeigt, daß schon damals diese semitische, dem Hebräischen eng verwandte Sprache eine der offiziellen Sprachen des Königreiches war. Dadurch ist bewiesen, daß das *Pahlavi*, die Schriftsprache späterer Zeit und jene der frühen Literatur der Parsi in Bombay, sich mehrere *Jahrhunderte weiter zurück verfolgen läßt*, als wir dachten. Das ist wegen des Lichtes, das dadurch auf die religiösen Schriften der Anhänger *Zarathustras* geworfen wird, von Bedeutung. Bisher war es unbekannt, in welcher Sprache die ersten religiösen Bücher Altpersiens verfaßt waren.«

